



Kate Mosse

Der Kreis der Rabenvögel

Roman

Aus dem Englischen von
Ulrike Wasel und Klaus Timmermann



DROEMER*

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»The Taxidermist's Daughter« bei Orion Publishing, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2014 Mosse Associates Ltd
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Juliane Gräbener-Müller
Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München
Coverabbildung: Arcangel/Caryn Drexl
Illustration Rabe: Marcin Perkowski/Shutterstock.com
Satz: Nadine Clemens, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-28146-8

Wie immer für meine Liebsten,
Greg, Martha und Felix

Und auch für meine wunderbaren Nichten und Neffen,
Emma, Anthony (alias Gizz), Richard, Jessica,
Lottie, Bryony, TH, Toby, EH und Zackary

*Mir fällt ein Apotheker ein; er wohnt hier irgendwo ...
Ein Schildpatt hing in seinem dürftgen Laden,
Ein ausgestopftes Krokodil und Häute
Von missgestalten Fischen.*

William Shakespeare, *Romeo und Julia*, 1597

*Die Nacht des heil'gen Markus naht
Erwidert bang die Maid,
Von alters her die Sage ward,
Sie bringe großes Leid.
Denn wenn der Glocke Ton entflieht
Zur Stund der Mitternacht,
Ein Zug verfluchter Seelen zieht
Gespenstisch durch die Nacht.
In düst'rer Prozession sie wallen
So leis und bleich und stumm,
Die bald dem Tod anheimgefallen
Noch eh das Jahr ist um.*

James Montgomery, *The Vigil of St Mark*, 1813

*Lass deine Erzählungen aus dem Land
unter deinen Füßen erwachsen.*

Willa Cather, circa 1912

PROLOG

April 1912



KIRCHE ST. PETER & ST. MARY
MARSCHLAND VON FISHBOURNE
SUSSEX
MITTWOCH, 24. APRIL

Mitternacht.

Männer versammeln sich schweigend auf dem Friedhof der Kirche St. Peter & St. Mary am Rande des überfluteten Marschlandes. Beobachtend, wartend.

Es herrscht nämlich der Glaube, dass man in der Nacht vor dem Tag des hl. Markus zur vollen Stunde sehen kann, wie die Geister derer, denen bestimmt ist, im kommenden Jahr zu sterben, in die Kirche Einzug halten. Ein alter Glaube, der in den meisten Teilen von Sussex längst verschwunden ist, aber nicht hier. Nicht hier, wo das Salzwasserästuar hinaus ins Meer führt. Nicht hier, im Schatten der alten Salzmühle und der ausgebrannten Ruine der Farhill-Mühle, deren verrottende Holzbalken bei jeder Ebbe zum Vorschein kommen. Hier hat der alte Aberglaube seine Macht noch nicht verloren.

Haut, Blut, Knochen.

Draußen auf dem Meer stoßen die Brachvögel und Möwen seltsame und unheimliche Schreie in die Nacht. Die Flut steigt rasch, höher und höher, überschwemmt Schlickwatt und Salzwiesen, bis nichts mehr zu sehen ist als das tiefe, bewegte Wasser. Regen trommelt auf schwarze Regenschirme und auf die Stoffmützen der Farmarbeiter und Milchmänner und Schmiede. Tropft zwischen Nacken und Kragen, Haut und Stoff. Niemand spricht. Die Flammen in den Laternen flackern und zucken, werfen verzerrte Schatten auf die Steinfassade der Kirche.

Dies ist kein Ort für die Lebenden.

Die Tochter des Tierpräparators steht verborgen im Schatten der Zypressen, nachdem sie ihrem Vater über die Marsch hier-

her gefolgt ist. Connie sieht Gifford mit einigen Männern zusammen am Portal stehen und wundert sich. Er meidet Freundschaften. Wie Einsiedler leben sie auf der anderen Seite des Flusses, in einem Haus voll mit Fellen und Federn, Glasglocken und schwarzen Knopfaugen, Draht und Baumwolle und Werg, allem, was von Giffords einst berühmtem Taxidermie-Museum übrig geblieben ist. Ein gebrochener und zügelloser Mann, vom Alkohol zerstört.

Aber diese Nacht ist anders. Connie spürt, dass er diese Männer kennt und sie ihn kennen. Dass irgendetwas sie alle miteinander verbindet.

*... Denn wenn der Glocke Ton entflieht
Zur Stund der Mitternacht,
Ein Zug verfluchter Seelen zieht
Gespenstisch durch die Nacht*

Die Worte des Gedichts, das sie mal in der Schule auswendig lernen musste, drängen sich ihr von ganz allein in den Sinn. Eine kurze Ahnung aus den verschwundenen Tagen. Connie versucht, die Erinnerung festzuhalten, aber wie immer verblasst sie zu Rauch, ehe sie sie fassen kann.

Der Regen ist stärker geworden, prasselt jetzt auf die grauen Grabsteine und die wasserdichten Umhänge und Mäntel. Feuchtigkeit dringt durch die Sohlen von Connies Stiefeln. Wind ist aufgekommen und lässt ihr den Rock um die Knöchel flattern. Sie versucht, nicht an die Toten zu denken, die in der kalten Erde unter ihren Füßen liegen.

Dann das Flüstern eines Mannes. Eine gebildete Stimme. Drängend, ängstlich.

»Ist sie *hier*?«

Connie späht durch die Zweige in den Nebel, aber sie kann nicht sagen, aus wessen Mund die Frage kam und ob sie an je-

mand Bestimmtes gerichtet war. Es folgt jedenfalls keine Antwort.

Sie ist erstaunt, wie viele den Weg hierher gefunden haben, noch dazu in einer solchen Nacht. Die meisten erkennt sie im Schein der Lampe, die über dem Portal hängt. Die alten Dorffamilien – die Barkers und die Josephs, die Boys und die Lintotts und die Reedmans. Nur wenige Frauen sind dabei. Außerdem, soweit sie sehen kann, drei oder vier Gentlemen, die sich durch den eleganten Schnitt ihrer Kleidung von den anderen abheben. Einer ist besonders groß und breitschultrig.

Sie kennt sie nicht, und in dieser ländlichen Umgebung wirken sie fehl am Platze. Geschäftsmänner, Ärzte oder Makler, Männer, deren Namen während der Pferderennenwoche von Goodwood die Lokalzeitung schmücken.

Connie fröstelt. Ihre Schultern sind schwer vom Regen, und sie hat kein Gefühl mehr in den Füßen, aber sie wagt es nicht, sich zu bewegen. Sie hat Angst, bemerkt zu werden. Ihre Augen huschen zu ihrem Vater zurück, doch Gifford steht nicht mehr an derselben Stelle, und in der Menge kann sie ihn nirgends entdecken. Ist er vielleicht in die Kirche gegangen?

Die Minuten verstreichen.

Dann eine Bewegung im hinteren Teil des Friedhofs. Connie hält den Atem an. Die Frau kehrt ihr den Rücken zu, und das Gesicht ist unter ihrem Merry-Widow-Hut verborgen, aber vom äußeren Erscheinungsbild her kommt sie Connie irgendwie bekannt vor. Regentropfen glänzen auf den schillernden Federn an ihrem breitkrepigen Hut. Auch sie erweckt den Eindruck, als würde sie sich verstecken, so wie sie da zwischen den Bäumen steht. Connie ist fast sicher, dieselbe Frau letzte Woche auf dem Marschland gesehen zu haben. Sie erkennt den Mantel wieder, doppelt gesäumt und tailliert.

Niemand kommt je zum Blackthorn House. Sie haben nur wenige Nachbarn in der Nähe, und mit den Leuten im Dorf

pflegt ihr Vater keinen Umgang. Aber letzten Mittwoch hat Connie eine Frau bemerkt, die, von den hohen Rohrkolben halb verborgen, auf dem Pfad stand und das Haus beobachtete. Ein schöner, blauer, doppelt gesäumter Wollmantel über einem grünen Kleid, dessen Saum allerdings mit Schlamm bespritzt war. Straußenfedern und ein Netzschleier, der ihr Gesicht verdeckte. Eine hohe, schlanke Silhouette. Eine Erscheinung, die man ganz und gar nicht auf den überfluteten Feldern erwartet hätte.

Sie ging davon aus, dass die Frau an die Haustür kommen und sich vorstellen würde, dass sie einen Grund hatte, hier zu sein. Jemand, der neu im Dorf war und eine Einladung überbringen, sich vorstellen wollte? Connie wartete, aber nach einigen Minuten der Unschlüssigkeit drehte die Frau sich um und verschwand in den regnerischen Nachmittag.

Jetzt wünschte Connie, sie wäre hinausgegangen und hätte ihre zögerliche Besucherin angesprochen. Sie nach dem Grund ihres Kommens gefragt.

»Ist sie hier?«

Geflüsterte Worte in der Dunkelheit holen Connie aus der vergangenen Woche zurück auf diesen kalten, nassen Friedhof. Dieselben Worte, aber eine andere Frage.

Die Glocke beginnt zu läuten, hallt weit hinaus über die wilde Landzunge. Alle Köpfe drehen sich, jedes Augenpaar ist jetzt auf die Westtür der kleinen Kirche gerichtet.

Blut, Haut, Knochen.

Auch Connie kann den Blick nicht abwenden. Ist es ihre Einbildung, dass die Menschenmenge zurückweicht, um jenen, die gekommen sind – Erscheinungen, Geister – den Weg in die Kirche zu öffnen? Sie sträubt sich gegen einen solchen Aberglauben, doch irgendetwas geschieht, eine Bewegung in Nebel und Luft. Ein Zeichen von denen, die die Hand des Todes auf ihren Schultern gespürt haben? Oder eine optische Täuschung durch das Licht der im Wind schwankenden Lampe über der Tür?

Connie lässt sich eigentlich nicht leicht beeindrucken, aber diese Ahnung einer Prophezeiung geht auch ihr unter die Haut.

Dies ist kein Ort für die Toten.

Von ihrem Versteck aus versucht Connie, an den Schultern und Rücken der Männer und dem Baldachin aus Regenschirmen vorbeizuschauen. Eine Erinnerung, tief vergraben, flammt plötzlich in ihr auf. Schwarze Hosen und Schuhe. Das Herz trommelt ihr gegen die Rippen, aber der Erinnerungsblitz ist bereits wieder erloschen.

Jemand murmelt halblaut vor sich hin. Eine wütende Klage. Connie biegt mit den Händen die Zypressenzweige auseinander, um besser sehen zu können. Rempeln und Schieben, lauter werdende Männerstimmen. Das Geräusch der Kirchentür, die aufgerissen wird, in den Angeln schwingend irgendwo anschlägt, und die Männer drängen hinein.

Suchen sie jemanden? Jagen sie jemanden? Connie weiß nur, dass der Friedhof plötzlich leerer wirkt.

Die Glocke läutet jetzt lauter, holt ihr eigenes Echo ein und verlängert die Töne. Dann ein Schrei. Irgendwer flucht. Hände fuchteln in der feuchten Abendluft. Ein Huschen, etwas kommt aus der Kirche geschwirrt, wilde Bewegung. Connie macht einen Schritt nach vorne, will unbedingt sehen, was da geschieht.

Keine Geister oder Phantasmen, bloß Vögel. Ein flatternder Schwarm kleiner Vögel, die blindlings aus ihrem Gefängnis fliehen, in ihrem verzweifelten Freiheitsstreben gegen Hüte und Grabsteine und Mauern fliegen.

Noch immer läutet die Glocke. Zehn Schläge der Uhr, elf.

In dem Wirrwarr bemerkt niemand die schwarz behandschuhte Hand. Niemand sieht den Draht, der sich um den Hals legt, den brutalen Ruck. Grausam, entschlossen. Blut perlt, wie eine enge rote Halskette auf weißer Haut.

Die Uhr schlägt zwölf. Bei dem Heulen und Pfeifen des Win-

des und dem unerbittlichen Läuten der Glocke hört niemand den Schrei.

Der letzte laute Schlag verklingt in der Dunkelheit. Einen Moment lang bleibt nur eine gewaltige und hallende Stille. Bloß das Geräusch des anhaltenden Regens und des Windes, das rauschende Pulsieren von Connies Blut in ihren Ohren.

Die bald dem Tod anheimgefallen.

Die Zeit steht still. Niemand rührt sich, niemand spricht. Dann das Schlurfen und Schaben von Füßen. Das Klacken der inneren Kirchentür, die aufgeht oder sich schließt. Connie kann es nicht sagen.

»Das waren die Letzten«, sagt jemand. »Sie sind alle raus.«

Unruhe durchfährt die Menge, die draußen geblieben ist. Die Leute haben das Gefühl, genarrt worden zu sein. Dass man sich einen Schabernack mit ihnen erlaubt hat. Auch Connie fühlt sich, als wäre sie aus einer Art Trance erwacht.

*Ein Zug verfluchter Seelen zieht
Gespenstisch durch die Nacht.*

Sie erinnert sich jetzt an eine Frauenstimme, die das Gedicht vortrug, vor langer Zeit. Und dass Connie es aufschrieb, um es besser auswendig lernen zu können.

Die meisten Vögel sind verletzt oder tot. Ein Mann hebt einen sterbenden Finken von einem Grabstein und wirft ihn in die Hecke. Die Menschen unterhalten sich leise. Connie bekommt mit, dass ihnen die Sache peinlich ist. Sie wollen nicht zugeben, dass sie für einen Moment geglaubt haben, die mittenächtliche Erscheinung wäre irgendetwas anderes gewesen als die überstürzte Flucht der in der Kirche eingeschlossenen Vögel. Sie wol-

len jetzt möglichst schnell weg. Verabschieden sich und eilen davon. Die meisten gehen zu zweit oder zu dritt.

Keine Geister. Keine Bilder der Todgeweihten.

Connie hält Ausschau nach der Frau, die Blackthorn House beobachtet hat. Auch sie ist verschwunden.

Connie möchte selbst in die Kirche und nachschauen, was eigentlich passiert ist. Möchte mit eigenen Augen sehen, ob die Gesangbücher alle an ihrem üblichen Platz liegen, ob das gestreifte Glockenseil noch an seinem Haken befestigt ist, ob die Bänke und die polierten Tafeln und die Kanzel so aussehen wie immer. Möchte herausfinden, wie es geschehen konnte, dass so viele Vögel im Kircheninnern gefangen waren.

Sie verlässt ihr Versteck und geht, sich immer im Schatten haltend, auf die Kirche zu. Vor dem Portal liegen kleine Körper verstreut auf der Erde. Buchfinken und Zeisige, verstummt. Berg- und Grünfinken, Hänflinge. Unter anderen Umständen hätte Connie sie vielleicht aufgesammelt, aber noch ist ihr Pflichtgefühl gegenüber ihrem Vater stärker. Sie kann ihn noch immer nicht sehen und fürchtet, dass er ihr entwischt ist. Nicht selten fühlt sie sich genötigt, ihm vom Bull's Head nach Hause zu folgen, um aufzupassen, dass er nicht in den gefährlichen Schlick der Marsch fällt und zu Schaden kommt. Das ist trotz der seltsamen Zeremonie auf dem Friedhof auch heute Nacht nicht anders.

Endlich erblickt sie ihn. Sie beobachtet, wie er sich kurz an der Kirchenwand abstützt und dann unsicher zu einem Grabmal wankt. Im Licht der letzten noch brennenden Laterne sieht sie, dass seine nackten Hände rot und wund sind, sich deutlich von dem Stein und den Flechten abheben. Und sie sind schmutzig. Seine Schultern hängen herab, als hätte er eine schlimme Tortur überstanden. Ein jämmerlicher Laut dringt aus seiner Kehle, ein animalischer Schmerzensschrei.

Dann richtet Gifford sich auf, dreht sich um und stapft mit

festen Schritten den Fußpfad hinunter. Connie wird klar, dass der starke Regen und die Kälte und die Vögel seine Trunkenheit vertrieben haben. Wenigstens heute Nacht muss sie sich nicht um ihn sorgen.

Blut, Haut, Knochen. Eine einzelne schwarze Schwanzfeder.

Auf dem Pfad treibt der Wind eine schwarze Glasperle hin und her. Connie hebt sie auf und eilt dann rasch hinter ihrem Vater her, ohne die dunkle, zusammengesunkene Gestalt zu sehen, die in der nordöstlichen Ecke des Friedhofs liegt. Ohne die blutige Drahtschlinge zu bemerken.

Connie weiß nicht, dass nur einige Meter von den zerschmetterten Körpern der Singvögel entfernt eine Tote liegt.

TEIL I

Eine Woche später

Mittwoch



Kapitel 1

BLACKTHORN HOUSE
MARSCHLAND VON FISHBOURNE
MITTWOCH, 1. MAI

Connie betrachtete das Skalpell in ihrer Hand. Hauchdünne Klinge, Elfenbeingriff. Für einen Laien sah es aus wie ein Stilet. In anderen Haushalten hätte man es mit einem Schälmesser für Gemüse oder Obst verwechselt.

Nicht für Fleisch.

Connie wiegte die tote Dohle in den Händen, spürte die Erinnerung an Wärme und Leben in den leblosen Muskeln und Sehnen und Adern, in dem schlaff herabhängenden Hals. *Corvus monedula*. Schwarz glänzende Vögel mit aschgrauem Hals und Hinterkopf.

Helle Augen. Fast weiß.

Ihr Werkzeug war bereit. Eine Tonschüssel mit einer Mischung aus Wasser und arsenhaltiger Seife. Etliche Stoffstreifen und ein Eimer auf dem Boden zu ihren Füßen. Zeitung. Pinzette und Skalpell und Feile.

Behutsam legte Connie den Vogel auf das Papier. Mit den Fingern teilte sie das dunkle Gefieder und hielt die Klinge oben ans Brustbein. Dann, mit der Vorfreude, die sie immer empfand, wenn sie den ersten Schnitt machte, setzte sie das Skalpell an der Stelle an, die ihr am besten erschien.

Die Dohle lag reglos da, hatte ihr Schicksal angenommen. Connie atmete tief ein und sehr langsam wieder aus. Eine Art Ritual.

Als Connie die Werkstatt ihres Vaters das erste Mal hatte be-

treten dürfen, war ihr von dem Geruch übel geworden – Fleisch und unverdaute Nahrung und verwesendes Aas.

Blut, Haut, Knochen.

Anfangs hatte sie sich ein Taschentuch über Nase und Mund gebunden. Die Gerüche des Handwerks waren beißend – Alkohol, der muffige Duft von Flachswerg, Leinöl, die Farben für Krallen und Füße, Schnäbel und Sockel – zu stark für die empfindlichen Sinne eines Kindes. Im Laufe der Jahre hatte Connie sich an die Aromen gewöhnt und bemerkte sie kaum noch. Im Gegenteil, für sie war die Wahrnehmung des Geruchs von Dingen untrennbar mit ihrer Arbeit verbunden.

Sie sah zu den hohen Fenstern auf, die eine Wand der Werkstatt einnahmen und heute geöffnet waren, um die frische Luft hereinzulassen. Nach den wochenlangen Regenfällen zeigte sich der Himmel in einem lang ersehnten strahlenden Blau. Sie fragte sich, ob sie ihren Vater dazu überreden sollte, zum Lunch nach unten zu kommen. Vielleicht auf eine Tasse Bouillon?

Seit den Ereignissen vor einer Woche auf dem Friedhof hatte Gifford kaum sein Zimmer verlassen. Sie hatte ihn gehört, wie er bis in die frühen Morgenstunden auf und ab tigerte und vor sich hin murmelte. Es war nicht gut für ihn, sich so zurückzuziehen. Vergangene Nacht hatte sie ihn am Fenster vom Treppensabsatz stehen sehen, wie er über das dunkle Wasser starrte, so nah an der Scheibe, dass sie von seinem Atem beschlug.

Connie war an seinen verwahrlosten Zustand in den Tagen nach einem Besäufnis gewöhnt. Dennoch bereitete ihr sein körperlicher Verfall Sorgen. Blutunterlaufene Augen, das Gesicht ausgemergelt und sechs Tage alte Bartstoppeln am Kinn. Auf ihre Frage, ob sie ihm irgendetwas Gutes tun könne, starrte er sie an, als wüsste er beim besten Willen nicht, wer sie war.

Sie liebte ihren Vater, und trotz seiner Schwächen kamen sie gut miteinander aus. Die Taxidermie galt als für Frauen ungeeignetes Handwerk, doch Gifford hatte sich insgeheim über die

Tradition hinweggesetzt und seine Fähigkeiten an sie weitergegeben. Nicht nur das fürs Aufschneiden und Ausstopfen erforderliche Geschick, sondern auch seine Liebe und Begeisterung für den Beruf. Den Glauben, dass es im Tod Schönheit zu entdecken gab. Den Glauben, dass der Akt der Konservierung eine neue Form des Lebens verhieß. Unsterblich, vollkommen und strahlend angesichts einer sich wandelnden und vergehenden Welt.

Connie wusste nicht mehr, wann genau sie von der passiven Zuschauerin zu Giffords Lehrling geworden war, sie wusste nur, dass sich dieser Wandel als lebenswichtig erwiesen hatte. Ihr Vater hatte keine ruhigen Hände, keine scharfen Augen mehr. Niemand erfuhr, dass Connie die wenigen Aufträge ausführte, die sie noch erhielten. Die Geschäfte wären ohnehin zurückgegangen. Der Geschmack der Zeit hatte sich verändert, und die ausgestopften Tiere und Vögel, die einst jeden Salon geziert hatten, waren mit dem neuen Jahrhundert aus der Mode gekommen.

Dennoch, Connie wusste, dass sie die Arbeit, die sie liebte, fortführen würde, selbst wenn sie nie wieder ein Stück verkaufte. Sie hatte jeden Vogel, der durch ihre Hände gegangen war, in Erinnerung behalten. Jedes der Tiere hatte sie irgendwie geprägt, ebenso wie sie ihnen ihren Stempel aufgedrückt hatte.

Durch die offenen Fenster konnte Connie das Gekrächze der neuen Kolonie von Dohlen in den Pappeln am Ende des Gartens hören. Zu Beginn des Frühlings hatten sie sich zwischen den Schornsteinen von Blackthorn House niedergelassen. Im März war ein Nest in den Kamin des Salons gestürzt, ein Wust aus Zweigen und Haaren und Rinde, der kalte Aschereste aufstieben ließ. Besonders anrührend waren die drei halb ausgebrüteten blaugrünen Eier und das winzige Küken gewesen, das zwischen den Trümmern lag, den Schnabel noch geöffnet. Das verzweifelte Keckern der Mutter hatte das Haus tagelang heimgesucht.

Connie betrachtete den Vogel auf der Werkbank.

Im Unterschied zu ihren lebenden Artgenossen würde diese Dohle niemals altern. Connies Sorgfalt und Geschick würden sie in einem blendend schönen Augenblick konservieren. Ewig, für alle Zeit bereit, sich in die Lüfte zu schwingen, als könnte sie jeden Moment zum Leben erwachen und davonfliegen.

Connie schob alle anderen Gedanken beiseite und übte Druck auf das Skalpell aus.

Zuerst nur ein weiches Nachgeben, mehr nicht. Dann durchdrang die Klinge mit der Spitze die Haut und glitt hinein. Das Fleisch schien zu seufzen, als es sich öffnete, als wäre der Vogel erleichtert, dass das Warten ein Ende hatte. Die Reise vom Tod zurück ins Leben hatte begonnen. Das Austreten von Flüssigkeit und der unverkennbare kupfrige Geruch von Fleisch. Das Gefieder roch nach Staub und alter Kleidung, wie ein Salon, der zu lange nicht gelüftet worden war.

Die trüben Augen des Vogels starrten zu ihr hoch. Wenn Connies Arbeit beendet war, würden die Augen wieder klar sein. Glas, nicht Gallert, so leuchtend wie zu Lebzeiten. Es war schwierig, eine farblich passende Entsprechung für die Augen einer Dohle zu finden. Blassblau beim Jungvogel, wie die von Eichelhähern, dann dunkler, um schließlich wieder hell zu werden.

Connie ließ die Schultern hängen und lockerte ihre Muskeln, ehe sie anfang, mit den Fingern die Haut vom Fleisch zu lösen. Schneiden, zurückziehen, wieder schneiden. Das tiefe Rot der Brust, die Farbe von Quittengelee; der silbrige Glanz der Flügel. Sie achtete darauf, dass die Innereien, Lunge, Nieren und Herz im Bauchraum unversehrt blieben, damit sie den Körper als Vorlage für die zukünftige Nachgestaltung verwenden konnte.

Sie arbeitete langsam und methodisch, wischte zwischen-

durch immer wieder winzige Gewebereste, Federn, Blut und Knorpel von der Skalpellspitze an der Zeitung ab. Eile, der kleinste Fehler konnten den Unterschied ausmachen zwischen einer gelungenen und einer möglicherweise verpatzten Arbeit.

Für fleischfressende Vögel – für Dohlen wie diese, für Elstern, Raben oder Krähen – rechnete Connie mit zwei Tagen Arbeit. Einmal begonnen, kam es auf Schnelligkeit an, ehe der natürliche Verwesungsprozess einsetzte. Wenn nicht alles Fett gründlich von den Knochen geschabt wurde, bestand die Gefahr, dass Maden den Vogel von innen zerstörten. Der erste Tag verging stets mit Abbalgen, Säubern und Präparieren, der zweite mit Ausstopfen und Aufstellen.

Jeder Arbeitsgang erfolgte auf beiden Seiten gleich, und sie hielt sich stets an dieselbe Abfolge. Beide Seiten des Brustbeins, erst der linke Flügel, dann der rechte, erst das linke Bein, dann das rechte. Es war ein Tanz mit Schritten, die durch praktische Erfahrung gelernt und mit der Zeit perfektioniert worden waren.

Connie nahm ihre Zange vom Haken und bemerkte, dass sie neuen Draht für das Aufstellen ordern musste. Sie machte sich daran, die Beinknochen zu lockern. Ein vorsichtiges Drehen, das Schaben der Klinge, als das Fleisch sich löste, dann das Knacken des Kniegelenks.

Sie kannten einander, Connie und dieser Vogel.

Als sie fertig war, warf sie alles, was sie nicht mehr brauchte – Gewebe, ausgefallene Federn, feuchtes Zeitungspapier – in den Eimer zu ihren Füßen. Dann drehte sie den Vogel um und nahm sich das Rückgrat vor.

Die Sonne stieg höher.

Schließlich, als ihre Muskeln zu verkrampft waren, um weiterzuarbeiten, faltete Connie die Flügel zusammen und schob den Kopf des Vogels darunter, damit die Haut nicht zu schnell austrocknete. Zufrieden mit der vormittäglichen Arbeit reckte

sie die Arme, lockerte Hals und Schultern, schüttelte die Finger aus. Dann ging sie durch die Seitentür in den Garten und setzte sich in den Korbstuhl auf der Terrasse.

Vom Dach des Eishauses war noch immer das Schwatzen und Krächzen der Dohlen zu hören. Ein Requiem für ihren gefallen Kameraden.

Kapitel 2

NORTH STREET
CHICHESTER

Harry Doyle trat einen Schritt zurück und betrachtete das halb fertige Gemälde.

Technisch war alles richtig – die Farbe, die Kontur der Nase, die Andeutung von Unzufriedenheit um den Mund herum –, und doch war es kein gutes Porträt. In dem Gesicht steckte einfach kein Leben.

Mit einem Lappen wischte er das Öl vom Pinsel und betrachtete das Bild aus einem anderen Blickwinkel. Das Problem war, dass sein Modell auf der Leinwand eindimensional wirkte, als hätte er nach einer Fotografie gemalt und nicht eine lebendige, atmende Frau vor sich gehabt. Sie hatten bis spät in die graue, regnerische Nacht gearbeitet, dann hatte Harry sie nach Hause geschickt und allein weitergemacht, ehe er noch auf einen späten Schlummertrunk ins Rifleman gegangen war.

Er hatte das Gemälde verdorben. Oder besser gesagt, es hatte von vornherein nicht gestimmt.

Harry legte seine Palette aus der Hand. Normalerweise erfüllte ihn die Geruchsmischung von Leinöl und Farbe mit freudiger Erwartung. Heute jedoch ärgerte sie ihn. Er war versucht, die Schuld bei seinem Motiv zu suchen – dass er sich ein vielversprechenderes Modell mit einem reizvolleren Gesicht und einzigartiger Mimik hätte suchen sollen –, doch auch wenn er es lieber auf die für ihn posierende Frau geschoben hätte, wusste er, dass der Fehler bei ihm selbst lag. Es war ihm nicht gelungen, ihr Wesen zu erfassen, die Schatten und Linien und Rundungen

auf die Leinwand zu bannen und für die Nachwelt zu erhalten. Stattdessen hatte er eine Liste typischer Merkmale abgearbeitet: die Nase exakt, Haar von der und der Farbe, Augen in genau diesem Ton statt in jenem.

Alles richtig. Und doch alles vollkommen falsch.

Harry stellte den Pinsel zum Einweichen in das Glas mit Terpentin und wischte sich die Hände ab. Er zog seinen blauen Arbeitskittel aus, warf ihn über die Sessellehne und streifte seine Weste über. Ein Blick auf die Reiseuhr verriet ihm, dass er spät dran war. Rasch trank er den letzten Rest kalten Kaffee, drückte seine Zigarette aus und bemerkte dann, dass er einen Klecks Farbe auf dem rechten Schuh hatte. Verärgert griff er nach einem Lappen.

»Verdammt«, sagte er, als er sich das Zinnoberrot versehentlich auch noch auf die Schnürsenkel schmierte. Er würde es erst mal so lassen müssen.

»Lewis?«, rief er und trat hinaus auf den Flur.

Der Butler tauchte aus dem hinteren Teil des Hauses auf.

»Ja, Sir?«

»Ist mein Vater zurück?«

»Nein, Sir.« Lewis stockte. »Erwarten Sie ihn, Sir?«

»Ich dachte, er wäre vielleicht zum Lunch wieder da.«

Harry hatte seinen Vater beim Frühstück gefragt, ob sie sich später unterhalten könnten. Der alte Herr hatte ausweichend geantwortet.

»Hat er gesagt, wann er heute Abend nach Hause kommt, Lewis?«

»Dr. Doyle hat keinen Anlass zu der Annahme gegeben, dass es später als sonst würde, Sir.«

»Genauer wissen Sie nicht?«

»Seine einzige Anweisung lautete, falls Sie verhindert wären, sollte das Dinner um sieben Uhr dreißig serviert werden.«

Harry wusste – genau wie Lewis –, dass sich darin ein ver-

steckter Vorwurf verbarg, weil Harry in letzter Zeit mehrfach nicht zum Dinner nach Hause gekommen war, und jedes Mal, ohne sich zu entschuldigen. Das Castle Inn war sehr viel verlockender als eine weitere steife, wortlose Mahlzeit allein mit seinem Vater, bei der er krampfhaft nach einem Gesprächsthema suchte, das ihnen beiden genehm war.

Harry nahm seinen Hut von der Garderobe. »Danke, Lewis.«

»Dürfen wir Sie also heute Abend zum Dinner erwarten, Sir?«

Harry sah ihn an. »Ich denke doch«, sagte er. »Ja.«

Harry ging langsam an den georgianischen Fassaden der Wohnhäuser im oberen Teil der North Street entlang und näherte sich den Geschäften rund um das steinerne Marktkreuz, das am Kreuzungspunkt von Chichesters vier Hauptstraßen stand.

Er hatte sich, Unwohlsein vorschubend, den Morgen freigegeben, um an dem Porträt zu arbeiten – sinnloserweise, wie sich herausgestellt hatte. Jetzt graute ihm davor, ins Büro zu gehen, zumal es zur Abwechslung mal ein schöner Tag war. Keramikteller und Servierplatten und Milchkrüge, Spode- und Wedgwood-Imitationen, Listen von Fuhrunternehmen und Schifffahrtslinien, der Transport von Waren durchs ganze Land, um die Esstische der Mittelschicht zu verschönern. Harry hatte andere Vorstellungen von seinem Leben, als in einer Branche Karriere zu machen, die ihn anödete, und noch dazu für einen Mann zu arbeiten, den er verabscheute.

Es war ihm nach wie vor schleierhaft, warum sein Vater darauf bestanden hatte, dass er sich eine Stelle bei Frederick Raven suchte. Raven, der aus dem fernen Staffordshire stammte, hatte seine Firma aus dem Nichts aufgebaut und führte sie erfolgreich, aber er und Harrys Vater hatten absolut keine Gemein-

samkeiten. Dr. Doyle war der festen Überzeugung, dass jeder im Leben auf den Platz gehörte, der ihm zukam. Er verkehrte ausschließlich mit Berufskollegen und blickte auf Menschen herab, die ihr Geld im Handel verdienten.

Harry ertrug es nicht länger. Ihm war egal, ob Raven seinem Vater einen großen Gefallen getan hatte oder wie oft er ihm das vorhielt. Er würde kündigen.

Harry passierte das alte Gerichtsgebäude und näherte sich dem Marktkreuz. Auf der Straße herrschte reges Treiben. Frauen trugen Einkaufskörbe und schoben Kinderwagen, Männer luden vor einer Weinhandlung Flaschen auf einen Transportkarren, und alle genossen die Verheißung eines Sommertages ohne Schirm und Regenmantel oder ohne von einem Geschäft zum nächsten hasten zu müssen.

Vor Howards drängte sich eine kleine Menschenmenge. Im Schaufenster der Metzgerei hing die übliche Auswahl an abgezogenen Kaninchen und gerupftem Geflügel, roh und blutig, aber als Harry näher kam, sah er, dass die Scheibe der Ladentür eingeschlagen worden war.

»Was ist denn passiert?«

»Einbruch«, sagte ein Mann. »Es wurden ein paar Messer und noch andere Werkzeuge geklaut.«

»Und Geld aus der Kasse«, warf ein anderer ein. »Der Laden wurde ganz schön verwüstet.«

Harry warf einen Blick auf das Juweliergeschäft gleich nebenan. »Dass sich einer ausgerechnet eine Metzgerei aussucht.«

»Die verdächtigen den Burschen, der rausgeflogen ist«, wusste ein Dritter zu berichten. »Ist letzte Woche aus dem Gefängnis gekommen. War immer noch sauer, weil er seine Arbeit verloren hat.«

Harry bog am Marktkreuz rechts in die West Street und ging zur Praxis seines Vaters. Jetzt war der Moment gekommen. Ganz gleich, wo oder wann das Gespräch stattfand, es würde

schwierig werden. Er wollte es hinter sich bringen. Zumindest würde er dann wissen, woran er war.

Harry war fest entschlossen, sich an der Königlichen Kunstakademie einzuschreiben, und hatte seine Bewerbung bereits abgeschickt. Er konnte gut ohne die Zustimmung seines Vaters leben, aber nicht ohne dessen finanzielle Unterstützung. Bis er genug Geld zusammenhätte, um das Studium aus eigener Tasche zu bezahlen, würde er noch jahrelang für Raven arbeiten müssen.

Er strich sein Jackett glatt und vergewisserte sich, dass die Krawatte korrekt saß, dann stieg er die Steintreppe hoch. Sein Blick fiel auf das blank geputzte Messingschild: DR. MED. JOHN DOYLE. Heute deprimierte ihn selbst das. Sein Vater behandelte keine Patienten mehr – er schrieb nur noch Gutachten –, aber es war alles so sichtlich seriös, so vorhersehbar.

Er atmete tief durch, stieß die Tür auf und ging hinein.

»Morgen, Pearce. Ist mein alter Herr da?«

Harry blieb wie angewurzelt stehen. Der Vorraum war menschenleer. Der Sekretär seines Vaters war aus diesen Räumen ebenso wenig wegzudenken wie die Tische und Stühle. Harry konnte sich nicht erinnern, je hier eingetreten zu sein, ohne das vogelartige Gesicht von Pearce zu sehen, der ihn über seine Lesebrille hinweg missbilligend musterte.

»Pearce?«

Von oben hörte er Geräusche, jemand ging auf und ab.

»Machen Sie, dass Sie rauskommen. Verdammt noch mal!«

Harry hatte die Hand schon auf das glänzend polierte Trepengeländer gelegt, doch jetzt erstarrte er. Noch nie hatte er seinen alten Herrn fluchen oder gar laut schreien gehört.

»Ich wollte Ihnen eine Chance geben«, sagte ein Mann. Eine leise Stimme, gebildet. »Ich bedauere, dass Sie sie nicht ergreifen wollen.«

»Raus!«

Harry hörte ein Poltern, als wäre ein Stuhl umgekippt.

»*Raus, sofort!*«, schrie sein Vater. »Noch mal, so einen Dreck muss ich mir nicht anhören. Das ist eine niederträchtige Verleumdung.«

Die ganze Situation war dermaßen ungewöhnlich, dass Harry nicht wusste, was er machen sollte. Falls sein Vater Hilfe brauchte, würde er selbstverständlich eingreifen. Aber andererseits hasste es der alte Herr, in Verlegenheit gebracht zu werden, und vermutlich wäre ihm Harrys Auftauchen peinlich.

Die Entscheidung wurde ihm abgenommen. Die Tür zum Arbeitszimmer seines Vaters flog mit solcher Wucht auf, dass sie gegen die Wand schlug und in den Angeln bebte. Harry drehte sich auf dem Absatz um und hastete in die Nische hinter Pearce' Schreibtisch. Gerade noch rechtzeitig. Der Besucher kam die Treppe heruntergeeil und verschwand hinaus auf die West Street. Harry konnte lediglich einen kurzen Blick auf seine Kleidung erhaschen – Arbeitshose und ein breitrempiger Farmerhut, kleine, saubere schwarze Stiefel.

Er wollte ihm gerade folgen, als er erneut Schritte von oben hörte. Gleich darauf kam sein Vater die Treppe herab, so schnell es sein steifes Knie zuließ. Er nahm Hut und Mantel von dem Garderobenständer neben der Tür, streifte sich Handschuhe über und ging.

Diesmal zögerte Harry nicht. Er lief seinem Vater nach, folgte ihm durch den Kreuzgang der Kathedrale, den St Richard's Walk entlang und auf die Canon Lane. Trotz seines steifen Beins ging der alte Mann mit forschem Schritt. Er bog rechts auf die South Street, marschierte an der Post und dem Regnum Club vorbei bis zum Bahnhof.

Harry verharrte auf der Stelle, als Dr. Doyle in eine Pferdroschke stieg. Er hörte das Knallen der Peitsche und sah die Kutsche davonrollen. Erst dann lief er über den Bahnhofsvorplatz.

»Entschuldigen Sie, können Sie mir vielleicht sagen, wohin der Gentleman wollte, der da eben weggefahren ist?«, fragte er den Kutscher der nächsten Droschke.

Der Mann sah ihn amüsiert an. »Ich wüsste nicht, was Sie das angeht, Sir.«

Harry fischte eine Münze aus seiner Tasche und zwang sich, ruhig stehen zu bleiben, um nicht den Eindruck zu erwecken, dass die Information mehr wert war als nur einen Penny.

»Zum Woolpack Inn«, sagte der Kutscher. »Soweit ich das mitbekommen hab.«

»Und wo ist das?« Harry versuchte, nicht ungeduldig zu klingen.

»Fishbourne.« Der Mann schob seine Mütze auf den Hinterkopf. »Möchten Sie vielleicht auch dahin, Sir?«

Harry zögerte. Er wollte keine teure Droschke bezahlen. Außerdem wollte er nicht, dass sein Vater ihn sah. Er hatte keine Ahnung, was der alte Herr vorhatte, und er wollte ihn weder kompromittieren noch ihn im Stich lassen, falls er in irgendwelchen Schwierigkeiten steckte. Trotz ihrer derzeitigen Unstimmigkeiten hing er an seinem Vater.

»Nein«, sagte er und eilte stattdessen zum Fahrkartenschalter.

Harry warf dem Schalterbeamten das Geld förmlich hin und hastete dann über die Brücke zum gegenüberliegenden Bahngleis. Zu spät. Der Zug Richtung Portsmouth fuhr gerade an.

»Verdammt«, sagte er. »Verdammt.«

Während er auf den nächsten Zug mit Halt in Fishbourne wartete und auf dem Bahnsteig nervös hin und her tigerte, fragte er sich wieder, wohin sein überkorrekter Vater mitten an einem normalen Arbeitstag wohl wollte. Zu spät wurde ihm klar, dass er in seiner Eile vergessen hatte, Raven Bescheid zu geben. Andererseits, falls er entlassen würde, brächte das seinen Vater in Zugzwang.

Wie auch immer. Er würde jetzt nicht mehr umkehren. Das Verhalten seines Vaters war einfach zu merkwürdig, um der Sache nicht nachzugehen.

»Komm schon«, murmelte er und starrte die Gleise entlang, obwohl der nächste Zug erst in fünfundzwanzig Minuten eintreffen würde. »Komm endlich, mach schon.«